

SICHERHEIT

Impressum:

© 2026 Dominik Egger

Herausgeber:

99 Pearls

Dominik Egger

dominikegger@gmx.at

Druck und Vertrieb im Auftrag der Autorin/des Autors:

Buchschmiede von Dataform Media GmbH

Julius-Raab-Straße 8

2203 Großebersdorf

Österreich

www.buchschmiede.at – Folge deinem Buchgefühl!

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:

info@buchschmiede.at

ISBN Softcover: 978-3-99192-764-8

ISBN Hardcover: 978-3-99192-767-9

ISBN E-Book: 978-3-99192-763-1

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und der:s Autor:in unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Dieses Buch wurde in intensiver Zusammenarbeit mit künstlicher Intelligenz entwickelt — insbesondere Claude (Anthropic) und ChatGPT (OpenAI). Die Grundthese, die Kapitelarchitektur und alle inhaltlichen Entscheidungen stammen vom Autor. Das Titelbild wurde mit Unterstützung von Leonardo AI und Claude Design erstellt.

SICHERHEIT

LIEBE

was nie ausgesprochen wurde

Dominik Egger

Vorbemerkung.....	7
Prolog.....	8
TEIL 1: DIE BLINDSTELLE.....	12
Kapitel 1: Die letzte Frage.....	13
Kapitel 2: Das Mysterium der Liebe.....	19
TEIL 2: VORLIEBE.....	34
Kapitel 3: Der Ursprung.....	35
Kapitel 4: Die lebendige Grenze.....	55
Kapitel 5: Der Trick der Evolution.....	73
Kapitel 6: Wer regiert?.....	83
Kapitel 7: Zeit.....	115
Kapitel 8: Die Sprache und die Lüge.....	127
Kapitel 9: Die Tochter der Angst.....	139
TEIL 3: DIE PSYCHOLOGIE DER LIEBE.....	170
Kapitel 10: Die Geburt der symbolischen Liebe.....	171
Kapitel 11: Die drei Komponenten der Liebe.....	185
Kapitel 12: Eine Milliarde Jahre Vorsprung.....	211
Kapitel 13: Prägung, Muster, Schablone, Bild, Rahmen.....	233
Kapitel 14: Der unmögliche Ausweg.....	251
Kapitel 15: Das Nibelungenlied als Warnung.....	271
Kapitel 16: Wenn Liebe tötet.....	351
TEIL 4: DER SPIELRAUM.....	384
Kapitel 17: Der Weg zur Kapitulation.....	385
Kapitel 18: Erfahrene Liebe.....	397
Kapitel 19: Die Macht der Gedanken.....	413
Kapitel 20: Die Integration der Muster.....	423
Epilog: Noch etwas Tee?.....	434
Nachwort: Ein Gespräch mit Lacan.....	438
Was noch zu sagen ist.....	444
Dank.....	445
Glossar.....	446
Quellenverzeichnis.....	451

Vorbemerkung

Ich schreibe dieses Buch nicht als Wissenschaftler. Ich schreibe es als jemand, der ein paar Muster in seinem eigenen Leben sieht und verstehen will, warum wir lieben, wie wir lieben, und warum er, wie so viele von uns, so oft daran scheitert.

Dieses Buch wurde in intensiver Zusammenarbeit mit einer künstlichen Intelligenz entwickelt. Ich nenne das nicht verschämt in einer Fußnote, sondern offen am Anfang, weil die Art, wie dieses Buch entstanden ist, Teil dessen ist, was das Buch ist.

Die Grundthese, die Kapitelarchitektur und alle endgültigen Entscheidungen stammen vom Autor. Die KI wurde genutzt, um Forschung aus Psychologie, Neurobiologie und Evolutionsbiologie zu strukturieren, Argumente zu prüfen, sprachliche Varianten sichtbar zu machen, und um mich zu korrigieren, wo meine Gedanken zu kurz griffen. Der Prozess war ein tatsächlicher Dialog: sechs Monate, täglich acht bis zehn Stunden, ein andauerndes gegenseitiges Ringen, Zweifeln, Verwerfen und Neuschreiben. Das Ergebnis ist nicht generiert. Es ist erarbeitet.

Ich weiß, dass KI-Texte heute einen schlechten Ruf haben, und zu Recht: Die meisten sind flüchtig, oberflächlich, voll ungeprüfter Behauptungen. Ich kann dem Leser nur sagen, dass dieses Buch nicht so entstanden ist. Jede These wurde hinterfragt, jede Quelle einzeln verifiziert, jeder Abschnitt hat Fassungen gehabt, die längst im Papierkorb liegen. Ob mir das gelungen ist, entscheidet nicht die Methode, sondern das Ergebnis. Das Ergebnis liegt vor dir.

Dieses Buch ist ein Versuch. Eine Hypothese. Eine Landkarte, nicht die einzig mögliche, sondern eine von vielen. Ich behaupte nicht, die letzte Antwort auf die Liebe gefunden zu haben. Ich versuche, einen Weg zu zeigen, sie zu ver-

stehen. Ehrlichkeit ist mir wichtiger als Autorität. Kritik ist willkommen — von Wissenschaftlern, Therapeuten, von jedem Menschen, der liebt und denkt: „*Das passt nicht zu meiner Erfahrung.*“ Denn dieses Buch ist keine Endstation. Es ist eine Einladung.

Ein Wort noch zur Ehrlichkeit. Dieses Buch hat ein Fundament und es hat eine Wette, und die beiden sind nicht dasselbe. Das Fundament – dass alles Lebendige vor Spannung flieht – ist eine Sichtweise, eine Brille. Sie lässt sich nicht an einem einzelnen Versuch widerlegen, so wenig wie sich widerlegen lässt, ob man die Welt lieber durch das eine oder das andere Glas betrachtet. Solche großen Annahmen sind keine Beweise, sie sind Entscheidungen, wie man schaut. An einer einzigen Stelle aber verlässt dieses Buch die sichere Höhe der Brille und wagt eine Vorhersage, die auch falsch sein könnte: bei der Frage, wen wir lieben. Fiele sie, verlöre die Perspektive nicht ihren Sinn – aber sie verlöre ihren Beleg. Ich sage das, damit man weiß, wo man mich festnageln kann und wo nicht.

Prolog

Der Raum ist nicht sicher

Etwa dreißig Menschen saßen im Kreis. Es war eine Gemeinschaft von fünfzig Erwachsenen und zwanzig Kindern, die versucht hatten, ein anderes Zusammenleben zu erfinden. Teil davon waren regelmäßige Prozesse, bei denen sie versuchten, über sich selbst zu sprechen. Für manche war das allein schon eine Herausforderung.

Und immer wieder fiel dieser Satz: „Der Raum ist nicht sicher.“ Die Menschen, die ihn sagten, beschrieben nicht den physischen Raum: die Stühle, die

Wände, die Temperatur. Sie beschrieben etwas, das sich in ihnen meldete: Gefahr. Nicht von außen, von innen. Ihr System erkannte etwas: einen Tonfall, einen Blick, eine Dynamik in der Gruppe, eine Erinnerung, die ausgelöst wurde. Und es schlug Alarm.

Ich selbst reagierte anders. Ich spürte das Unangenehme, aber ich bewertete es nicht als Gefahr. Es war etwas, das ich seit Jahren kannte und gelernt hatte auszuhalten. Ohne darüber nachzudenken. Ohne darüber zu sprechen. Und niemand fragte danach. Es war tabu. Nicht ausgesprochen, aber wirksam.

So wie mit dem Weinen. Weinen war nichts für Jungs. Jungen weinen nicht. Irgendwann hatte ich mir das Weinen abgewöhnt. Und war stolz darauf. Froh, dass ich nicht mehr weinen musste, wenn ich innerlich zusammenbrach und mich dafür schämte. Erst viel später verstand ich: Das war kein Sieg. Es war ein Verlust. Ich hatte den Zugang zu meinem eigenen Alarmsystem gekappt. Das System meldete weiter. Aber ich konnte es nicht mehr lesen.

Vielleicht ist das ein Grund, warum der Hinweis über den nicht sicheren Raum oft von Frauen kam. Mädchen wird in unserer Gesellschaft das Weinen eher gelassen. Der Kanal bleibt offen. Sie können noch hören, was ihr System meldet. Nicht weil sie empfindlicher wären, nicht weil sie anders gebaut wären, sondern weil ihnen der Zugang nicht abtrainiert wurde. Diese Erkenntnis ließ mich nicht mehr los.

Es gibt ein System. Es arbeitet immer, in jedem von uns, in jedem Moment. Es ist älter als unsere Gedanken, älter als unsere Sprache, älter als alles, was wir „Ich“ nennen. Seine Primärfunktion ist Überleben. Alles andere ist dem nachgeordnet: jede Emotion, jede Beziehung, jedes Wort. In diesem Buch nennen wir es das Sicherheitssystem. Dieses System bestimmt mehr über unser Leben, als wir ahnen. Wo wir uns hinsetzen. Mit wem wir uns wohlfühlen. Wem wir vertrauen.

Und — das ist die These dieses Buches — wen wir lieben.

Der Drache

Es gibt eine alte Geschichte die seit 800 Jahren erzählt wird. Am Rhein, vor langer Zeit, wuchs ein Junge auf. Seine Kindheit war kein schönes Märchen. Mit sieben Jahren wurde er fortgegeben. Sein Körper war der Preis für den Frieden zwischen zwei Völkern. Er wuchs unter Fremden auf. Aß an fremden Tischen. Schief in fremden Hallen. Lernte früh, dass Heimat ein Wort ist, das andere benutzen. Die Fremden lehrten ihn kämpfen. Schwert, Speer, Schild. Er wurde gut. Sehr gut. Was sollte er auch sonst werden? Wer nichts hat, das er lieben kann, hat Zeit zu üben. Als junger Mann schickten sie ihn zurück. In ein Land, das er kaum kannte.

In diesen Jahren lebte im Odenwald ein Drache. Die Einwohner des Landes fürchteten ihn. Sie erzählten sich Geschichten von seinem Goldschatz, von seinem giftigen Atem, von den Knochen der Ritter, die versucht hatten, ihn zu töten. Niemand wagte sich mehr in seinen Wald. Bis ein junger Mann kam. Allein. Mit einem Schwert, scharf wie kein anderes. Er grub eine Grube. Versteckte sich darin. Wartete. Der Drache kroch darüber hinweg, und in diesem einen Moment, der einzigen Sekunde, in der seine Unterseite ungeschützt war, stieß er das Schwert hinauf. Direkt ins Herz. Der Drache brüllte. Fiel. Starb. Die Sage erzählt: Er badete im Blut des Drachen. Und das Blut — magisch, verwandelnd — machte ihn unverwundbar. Überall, wo es seine Haut berührte, bildete sich ein Panzer. Unsichtbar, aber unzerstörbar. Fast. Während er im Drachenblut badete, fiel ein Lindenblatt von einem Baum. Es landete zwischen seinen Schulterblättern. Eine kleine Stelle, nicht größer als eine Kinderhand. Die einzige Stelle, die das Blut nicht berührte. Er wusste es nicht. Noch nicht.

Das ist keine Fantasie. Das ist unser Leben. Jeder von uns bekämpft seine Drachen. Jeden Tag. Seit wir geboren wurden. Und jeder Kampf, den wir überleben, macht uns ein wenig härter. Ein wenig gepanzerter. Und jeder von uns hat auch ein Lindenblatt. Eine verwundbare Stelle. Einen Ort, wo der Panzer dünn ist, oder gar nicht existiert. Und genau dort kann uns die Liebe treffen. Nicht als Feind. Als etwas, das durch den Panzer dringt. Das uns berührt. Das uns öffnet.

Eines Tages kam ein Mann an den Hof von Burgund. Türme aus Stein, Banner im Wind, Ritter in glänzender Rüstung. Alles fremd. Alles neu.

Ein paar Tage später sah er sie zum ersten Mal. Sie kam aus dem Garten. Eine junge Frau. Das Morgenlicht fiel auf ihr Haar. Sie lachte über etwas, das ihre Zofe gesagt hatte. Sie sah ihn nicht. Er blieb stehen. Wie angewurzelt. Sekunden. Für ihn eine Ewigkeit. Der Hof verschwand. Die Stimmen verstummten. Sein Atem setzte aus. Es gab nur noch sie. In diesem Moment — so kurz, dass er ihn nicht bemerkte — schlief etwas in ihm ein. Der Teil, der immer wachte. Der Teil, der immer warnte. Der Teil, der prüfte, rechnete, schützte. Zum ersten Mal in seinem Leben: Stille. Und in diese Stille hinein geschah etwas. Etwas Altes. Etwas Unwiderrufliches. Etwas griff nach ihr, nicht mit den Händen. Mit etwas Tieferem. Etwas, das keine Worte kannte. Als der Moment vorbei war, wusste er nicht, was passiert war. Er würde es nie wissen. Aber es hatte Folgen.

Dieses Buch handelt von diesem Moment. Von der Liebe, die trifft, genau dort, wo das Lindenblatt lag. Das ist der Moment, den dieses Buch verstehen will.

TEIL 1: DIE BLINDSTELLE

Wo die großen Theorien abbrechen

Kapitel 1: Die letzte Frage

Wie Freud, Lacan, Maslow, Bowlby, Lorenz und Fisher das Unbewusste beschrieben — aber seinen innersten Antrieb nicht zu Ende erklärten

Am 6. Dezember 1896 schrieb Sigmund Freud einen Brief an seinen Freund Wilhelm Fließ, in dem er eine gewagte Behauptung aufstellte: „Ich arbeite an der Annahme, dass unser psychischer Mechanismus durch Schichtung entstanden ist.“ Was Freud damals ahnte, sollte das 20. Jahrhundert prägen. Er hatte etwas entdeckt, das unter der Oberfläche unseres Bewusstseins liegt: eine verborgene Welt, die uns steuert, ohne dass wir es merken: das Unbewusste.

Freud war nicht der Erste, der von verborgenen Kräften in der menschlichen Psyche sprach, aber er war der Erste, der eine Landkarte zeichnete. Eine, die zeigte: Unter unserem rationalen Denken, unter unserer höflichen Fassade, toben Kräfte, die mächtiger sind als alle bewusste Kontrolle. Doch was, wenn diese Landkarte, so brillant sie war, etwas Entscheidendes übersah? Was, wenn sechs der größten Denker des letzten Jahrhunderts zwar beschrieben, WAS im Unbewussten geschieht, aber die letzte Warum-Frage nicht bis zu Ende stellten?

Am Grund der menschlichen Psyche, so der späte Freud, liegen zwei fundamentale Kräfte: Eros und Thanatos, der Lebenstrieb und der Todestrieb. Alles, was wir tun, ist letztlich ein Kampf zwischen diesen beiden Giganten: jede Entscheidung, jede Emotion, jede Beziehung. Das Unbewusste war für ihn ein Schlachtfeld, auf dem verdrängte Wünsche gegen die Zensur des Über-Ichs kämpfen. Kindliche Begierden werden in die Tiefe geschoben, aber sie

verschwinden nicht. Sie kehren zurück: in Träumen, in Versprechern, in Symptomen. „Der Mensch“, schrieb Freud, „ist nicht Herr im eigenen Haus.“

Es war eine radikale Theorie, revolutionär für ihre Zeit. Freud machte die Dynamik des Konflikts sichtbar: die Kräfte, die unter der Oberfläche ziehen und zerren. Später, in *Hemmung, Symptom und Angst* (1926), kam er der Frage nach dem Fundament sogar nahe: Mit der Signalangst beschrieb er ein Ich, das permanent Gefahr bewertet und mit einem kleinen Angst-Affekt vorwarnt, bevor die reale Bedrohung da ist. Doch auch dort blieb die Bewertung ein Mechanismus des Ichs unter anderen, kein Fundament, auf dem alles andere steht. Was treibt die Triebe?

Ein halbes Jahrhundert später zerlegte der französische Psychoanalytiker Jacques Lacan Freuds Werk und setzte es neu zusammen wie ein surrealistisches Puzzle. Eine Idee strahlte hell aus dem Nebel seiner Theorie: der Mangel, *manque*. Für Lacan beginnt alles mit einem Verlust. Im Moment, wo das Kind in die Sprache eintritt, reißt eine Lücke auf, die sich nie wieder schließt. Das Wort kann das Ding nicht erfassen. Was vorsprachlich erlebt wurde — die absolute Präsenz — wird durch das Symbol ersetzt und ist fortan unerreichbar. Wir suchen unser ganzes Leben nach dem, was in dieser Übersetzung verloren ging.

„Lieben“, so Lacans berühmte Formel, „bedeutet, dem anderen zu geben, was man nicht hat.“ Ein Paradox, ein Mysterium. Brilliant, poetisch und in seiner Konsequenz erschütternd. Lacan hat Liebe nie einfach geleugnet — in seinem Spätwerk erscheint sie sogar als das, was sich an die Stelle des Unschreibbaren setzt. Aber wenn Liebe primär über Mangel gedacht wird, gerät ihre Möglichkeit, ein realer Ort von Beruhigung und Markierung zu sein, aus dem Blick; sie erscheint dann vor allem als Kreisen um das Fehlende.

Lacan beschrieb präzise die Struktur des Begehrens. Von allen sechs kam er der Sache am nächsten. Er beschrieb den Riss. Was unter diesem Riss reguliert, bewertet und bindet, blieb in seiner Theorie im Bereich des Unzugäng-

lichen — dessen, was er das Reale nannte. Die nächste Frage — warum dieser Mangel so schmerzt und was in uns ihn als Verlust bewertet — verlegte er nicht in die Biologie oder Mechanik des Systems.

1943 veröffentlichte der amerikanische Psychologe Abraham Maslow das Modell, das zum einflussreichsten Modell menschlicher Motivation werden sollte. Seine Bedürfnispyramide war elegant: Ganz unten die physiologischen Bedürfnisse: Essen, Trinken, Schlafen. Darüber Sicherheit, dann soziale Zugehörigkeit, dann Wertschätzung, ganz oben Selbstverwirklichung. Das Modell leuchtete ein und wurde weltweit verwendet.

Aber Maslow hatte eine ähnliche Blindstelle wie Freud. Er stellte die physiologischen Bedürfnisse an den Grund, aber nicht das Prinzip, nach dem ein Organismus in jedem Augenblick bewertet, welches Bedürfnis Vorrang hat. Doch wenn ein Mensch sich in akuter Lebensgefahr befindet, treten selbst Hunger und Durst zurück. Nicht weil sie verschwinden, sondern weil unter ihnen etwas noch Grundlegenderes liegt: nicht ein weiteres Bedürfnis, sondern die Voraussetzung, unter der Bedürfnisse überhaupt priorisiert werden können: die Einschätzung von Gefahr oder Sicherheit.

Maslow hatte erkannt, dass Sicherheit wichtig ist. Er platzierte sie als zweite Stufe. Aber er sah Sicherheit als ein Bedürfnis unter anderen — nicht als die Bedingung, unter der Bedürfnisse überhaupt Bedeutung gewinnen.

Auch John Bowlby kam der Antwort ziemlich nahe. In den 1950er Jahren formulierte der britische Psychiater eine revolutionäre These: Kinder sind biologisch programmiert, emotionale Bindungen zu formen. Es ist kein erlerntes Verhalten, keine kulturelle Prägung. Es ist ein evolutionärer Antrieb, der dem Überleben dient.

Das war fast die Antwort. Bowlby sah das Bindungssystem, erkannte seine evolutionäre Programmierung und beschrieb, wie die Erfahrungen der ersten Lebensjahre ein inneres Arbeitsmodell formen: eine Blaupause, die alle späteren Beziehungen prägt. Wer als Kind sichere Bindung erlebte, kann als Er-

wachsener leichter Nähe zulassen. Wer Zurückweisung erfuhr, wird Nähe fürchten oder klammern.

Bowlby war sich der evolutionären Funktion bewusst: Bindung dient dem Überleben, das wusste er. Und er dachte Bindung nicht isoliert, sondern in enger Verschränkung mit Furcht, Nähe-Regulation und Exploration — die Architektur seines Modells ist weit und feinsinnig. Was er nicht ausarbeitete: dass all diese Systeme nur Ausdruck von etwas noch Grundlegenderem sein könnten — eines einzigen Prinzips, das nicht nur Bindung und Furcht organisiert, sondern auch Wahrnehmung, Alarm und Entlastung. Und eine Frage blieb auch bei ihm offen: Was passiert im Moment der Verliebtheit? In einem Raum voller Menschen: warum bleibt der Blick an diesem einen Gesicht hängen?

Konrad Lorenz lieferte ein weiteres Puzzlestück. In den 1930er Jahren entdeckte er bei Gänseküken ein Phänomen, das er „Prägung“ nannte: In den ersten Stunden nach dem Schlüpfen folgen Küken dem ersten großen, sich bewegenden Objekt — normalerweise der Mutter. Aber Lorenz zeigte: Es muss nicht die Mutter sein. Die Küken folgten ihm. Sie folgten Attrappen. Sie folgten sogar einem Ball. Und diese Prägung wurde klassisch als irreversibel beschrieben: Was einmal geprägt war, blieb tief eingeschrieben.

Lorenz hatte etwas Wichtiges entdeckt: einen blitzartigen, irreversiblen Lernvorgang, der in einer kritischen Phase stattfindet und das ganze Leben prägt. Aber auch er ließ die entscheidende Frage unberührt: WARUM folgen die Küken? Lorenz glaubte: Das Küken prägt sich auf ein Objekt. Was aber, wenn es sich nicht nur auf das Objekt prägt, sondern zugleich auf die körperliche Erfahrung, die dieses Objekt vermittelt? Die Wärme. Die Ruhe. Das, was beim Menschen später als Geborgenheit erfahren werden kann. Dann würden wir vielleicht nicht die Mutter suchen, sondern die Erfahrung.

Die amerikanische Anthropologin Helen Fisher hat das verliebte Gehirn buchstäblich vermessen. In ihren fMRT-Studien zeigte sie, dass romantische

Liebe kein diffuses Gefühl ist, sondern ein präziser biologischer Vorgang: Wenn wir uns verlieben, feuert das ventrale Tegmentum, eine winzige Fabrik im Mittelhirn, und flutet das Gehirn mit Dopamin. Ihre Schlussfolgerung war revolutionär: Liebe ist kein Gefühl im engeren Sinn, sondern ein Motivationssystem, so fundamental wie Hunger. Verliebte reagieren neurologisch ähnlich wie Süchtige: überlappende Belohnungsnetzwerke, vergleichbare Intensität, eine ähnliche Unfähigkeit, einfach aufzuhören.

Doch bei all ihrer Präzision bleibt eine Frage offen: jene Frage, die Fisher zum Titel ihres Buches machte: *Why Him? Why Her?* Fisher hat dort selbst einen Antwortversuch unternommen — sie postulierte vier Persönlichkeitstypen auf Basis neurochemischer Systeme, die sich angeblich anziehen. Doch dieser Versuch blieb empirisch dünn und trifft den eigentlichen Markierungsmoment nicht: Er erklärt vielleicht statistische Kompatibilität, aber nicht, warum das System bei *diesem einen* Menschen sagt: Dorthin. Dopamin ist nicht der Ursprung der Liebe. Dopamin ist ihre neurochemische Spur. Fisher hat brillant kartografiert, was das Gehirn tut. Die Frage bleibt: Was markiert diesen einen Menschen?

Die gemeinsame Blindstelle

Sechs Giganten. Sechs Theorien. Sechs verschiedene Antworten auf die Frage: Was treibt den Menschen an? Jeder von ihnen hatte etwas Wichtiges gesehen. Jeder hatte einen Teil der Landkarte gezeichnet. Ihr Irrtum war nicht, dass sie nichts sahen. Ihr Irrtum war, dass sie eine Ableitung für das Fundament hielten.

Vielleicht liegt es daran, dass das Fundament kein Signal hat. Triebe drängen. Mangel aktiviert. Bindungsverlust löst Panik aus. Dopamin feuert. All das ist spürbar, messbar, beschreibbar. Aber was ist mit Sicherheit? Der Stille zwi-

schen den Alarmen? Sie meldet sich nicht. Sie fällt erst auf, wenn sie fehlt. Und was sich nicht meldet, wird leicht übersehen.

Und weil sie das Fundament nicht sahen, blieb die Liebe in ihren Theorien letztlich ein Mysterium. Das hatte Folgen, die bis heute spürbar sind. Denn wenn Liebe ein Mysterium ist, was macht das mit uns, die wir lieben wollen? Die Psychoanalyse hat auf diese Frage eine verführerische Antwort gegeben — eine, die uns zugleich entlastet und entmündigt. Was das bedeutet, werden wir im nächsten Kapitel sehen.

Kapitel 2: Das Mysterium der Liebe

Wie die Psychoanalyse die Liebe zum Rätsel machte

Eine Frau liegt wach. Neben ihr schläft ein Mann. Sein Atem ist ruhig, gleichmäßig, der Atem eines Menschen, der sich sicher fühlt. Aber sie kann nicht schlafen. Es war ein guter Abend gewesen. Sie hatten gelacht, sich berührt, Worte gesagt, die warm klangen. Und doch ist da etwas. Eine Unruhe, die nicht verstummen will. Eine ^{Frage}, die sich nicht in Worte fassen lässt, obwohl sie eine Form hat: Liebt er mich wirklich?

An ihrer eigenen Liebe zweifelt sie nicht. Er ist ihr Zuhause. Aber irgendetwas stimmt nicht. Etwas in ihr hat etwas bemerkt, vielleicht ein Zögern in seiner Stimme. Ein Blick, der einen Moment zu lang woanders war. Eine Berührung, die nicht ganz da war. Etwas, das ihr Bewusstsein noch nicht benennen kann, aber das bereits als Gefahr registriert wurde.

Sie könnte ihn fragen. Morgen, im Licht des Tages. Aber sie weiß schon, was er sagen wird: „Natürlich liebe ich dich.“ Und sie wird ihm glauben wollen. Aber diese Unruhe bleibt. Nicht Angst vor ihm. Angst, dass seine Liebe nicht mehr sicher ist. Angst vor dem Verlust dessen, was sie „Zuhause“ nennt. Diese Szene ist so alt wie die Liebe selbst.

Ein Psychoanalytiker der klassischen Lesart würde hier Übertragung vermuten. Die Frau wiederholt ein frühes Beziehungsmuster. Vielleicht hatte sie einen Vater, der emotional abwesend war. Vielleicht sucht sie unbewusst nach

dieser Verletzung, um sie endlich aufzulösen. Ein Lacanianer würde anders ansetzen: Sie begehrt das Begehren des Anderen. Sie sucht in ihm, was ihr fehlt. Und weil es ihr fehlt, kann sie es nie finden.

Beide Erklärungen sind intelligent. Beide bieten ein Narrativ. Beide verwandeln die nächtliche Unruhe in etwas Bedeutungsvolles. Aber beide können zu früh auf Bedeutung schalten und dabei das Näherliegende verfehlen: ein Signal, das ihr Bewusstsein noch nicht sieht. Die Unruhe ist ein Signal aus dem Sicherheitssystem — kein Beweis.

Im vorigen Kapitel haben wir sechs Denker gesehen, die das Unbewusste aus verschiedenen Richtungen beschrieben, jeder mit den Werkzeugen seiner Zeit. Keiner von ihnen konnte das ganze Bild sehen. Aber zwei von ihnen, Freud und Lacan, waren schon einen Schritt weiter als die anderen: Sie deuteten, was sie sahen. Und ihre Deutung hat die Liebe in ein Mysterium verwandelt, aus dem sie sich bis heute nicht befreit hat.

In Freuds Grundmodell beginnt Liebe beim Trieb. Die Libido, die sexuelle Energie, die nach Befriedigung drängt. Aber die Zivilisation setzt der direkten Triebbefriedigung Grenzen. Begehren existiert früh, aber es kann nicht ungebrochen bestehen bleiben; es wird durch Entwicklung, Verbot und Scham umgeformt. Also geschieht etwas Erstaunliches: Die Libido verwandelt sich — sie sublimiert, das heißt: sie wird in gesellschaftlich akzeptable Formen umgeleitet. Sie nimmt zähmbare Formen an. Liebe ist, in dieser Lesart, zivilisiertes Begehren. „Der Mensch“, schrieb Freud, „entwickelt für die Objekte seiner Libido eine zärtliche Strömung, die aus den Quellen des Selbsterhaltungstriebes stammt.“ Mit anderen Worten: Wir lernen, unsere rohen sexuellen Impulse in etwas Höheres zu verwandeln: in Zuneigung, Fürsorge, romantische Liebe. Diese Theorie macht Liebe zu einem Kompromiss, zu einem Ersatz, zu etwas Zweitrangigem. Die „eigentliche“ Kraft ist der Trieb, alles andere ist Maskerade.